

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 58=78 (1912)

Heft: 15

Artikel: Von moralischen Werten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-29656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LVII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXVII. Jahrgang.

Nr. 15

Basel, 13. April

1912

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an **Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung, in Basel.** Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzelle.

Redaktion: Oberst **U. Wille**, Meilen.

Inhalt: Von moralischen Werten. — Der Gebirgskrieg. — Ausland: Deutschland: Neue Vorschriften über das Schießen der deutschen Fußartillerie gegen Luftschiffe. Stapellauf von Kriegsschiffen im Jahre 1911.

Dieser Nummer liegt bei:

Literaturblatt der Allgemeinen Schweizerischen
Militärzeitung 1912 Nr. 4.

Von moralischen Werten.

I.

Es braucht wohl nicht nochmals bewiesen zu werden, daß Psychologie und Moral im modernen Kampfe eine noch bedeutend wichtigere Rolle spielen, als ehemals, und daß der Geist, der in der Truppe herrscht, zumeist den Ausschlag zu geben vermag und nicht etwa nur die größere Zahl. Das predigen uns neuerdings mit beredten Worten die Schlachtfelder in der Mandchurei. In seinem eben erschienenen ausgezeichneten Büchlein „Die Compagnie. Gefechtsausbildung und Führung“ (Basel. Benno Schwabe & Cie. 1911), das allen Offizieren aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen sei, schreibt dessen Verfasser, Hauptmann Albert Schmid: In dem lange andauernden Kampf, in dem oft stundenlangen Ringen um die Feuerüberlegenheit wird derjenige Sieger, der nebst einer tüchtigen soldatischen Ausbildung die stärkeren Nerven, das größere Ausharrungsvermögen besitzt.

Die zum Siege führenden Faktoren sind zahlreich. Sie können unterschieden werden in materielle, intellektuelle und moralische. Sie sind alle wichtig und von Bedeutung, hängen auch direkt voneinander ab. Sicherlich sind die materiellen Werte von großem Gewicht; allein das Werkzeug, die Waffe, erhält nur Bedeutung, wenn es von einem Arbeiter, einem Menschen, richtig benutzt wird, und dessen Intellekt ist in höchstem Maße abhängig vom moralischen Inhalt des Soldaten, anders hat das Werkzeug nicht mehr Wert als ein Stock in der Hand eines Kindes. Die Moral macht drei Viertel der Kraft des Mannes aus, schreibt Oberstleutnant Maud'huy, Lehrer an der französischen Kriegsschule. Nur dadurch sind die japanischen Siege zu begreifen und zu erklären.

Der moralische Faktor wird durch verschiedene andere Faktoren beeinflusst, die alle zu den höchsten

Gütern der Menschheit zählen und aus einer gemeinsamen Quelle fließen; vor allem muß der Mann für etwas kämpfen, für einen Begriff, eine Idee. Ob er aber um die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, um seine persönliche Freiheit oder seine Religion ringt und streitet — stets ist es die Aufopferungsfreudigkeit, die ihn treibt, es zu tun. Die stößt nun überall auf den gleichen Widerstand, der sich ihr geradezu entgegenbäumt und wie eine Mauer entgegenstellt: die Furcht, das Grauen, die Todesangst. Die muß zuerst besiegt und weggeräumt werden, bevor an die Möglichkeit des Sieges auch nur gedacht werden kann.

Furcht, graues, schreckliches Gespenst! Die Schlacht ist ein fürchterliches, blutiges Drama, eine Tragödie, die das Herz eines jeden erzittern macht, die selbst am Feldherrn nicht, ohne Eindruck zu machen, vorbeigeht. In ihr kämpfen zwei moralische Werte miteinander — aus diesem Grunde sind keineswegs die die Besiegten, die gefallen sind oder verwundet wurden, es sind im Gegenteil die, welche am Leben blieben, aber den Kampfplatz verlassen mußten, weil sie Furcht hatten, Furcht vor dem Tode oder der Gefangenschaft! Nun ist aber die Furcht ein ganz natürliches und leicht begreifliches Gefühl: die tapfersten und mutvollsten Männer haben ihr ihren Tribut bezahlt. Heinrich IV. gesteht es selber ein, ebenso der große Condé, und der unerschrockene Michel Ney sagt uns, er habe gezittert wie ein Espenlaub! Ja, der Zuletztenannte meint in seiner drastischen Weise: Wer behauptet, er habe nie Angst gehabt, ist ein ganz erbärmlicher und gemeiner Lügner. Es gibt überhaupt keinen Menschen, der sich rühmen kann, über das Gefühl der Furcht erhaben zu sein.

Eine einfache Ueberlegung sagt uns, daß der moderne Kampf bedeutend schrecklicher ist als der antike. Es muß zwar zugegeben werden, daß der Prozentsatz der Verluste früher höher war als jetzt, aber sie verhielten sich zeitlich gleichmäßiger. Heute drängen sie sich auf kurze Augenblicke zusammen und auch die anderen Bedingungen haben sich fundamental geändert. Im antiken Streit durfte der

Krieger seiner physischen Kraft und Gewandtheit vertrauen und sich auf seine Nachbarn verlassen. Das Zutrauen hob seinen Mut und seine Zuversicht. Er konnte also hoffen, durch seine persönliche Tapferkeit und Kaltblütigkeit sich „aus der Affäre zu ziehen“, wie Frundsberg zu sagen pflegte. Heute überwältigt der Tod seine Opfer in der Schlacht, ohne sich um deren physische und moralische Werte im geringsten zu bekümmern. In der geschlossenen Ordnung der früheren Landsknechtskampfwaise hatte der einzelne Streiter „wenig zu befürchten“: er teilte nach rechts und links wuchtige Schläge aus, empfing solche, wenn er sie nicht glücklich parierte, aber er wußte auch, wie groß die Festigkeit und Widerstandskraft der Masse war und daß er Vertrauen auf den endlichen Sieg haben konnte: „es war demnach nicht allzuschwer, tapfer zu sein.“ Heute aber verringert die größte Tapferkeit die Todesgefahr keineswegs, und selbst der glänzendste Sieg schützt vor der Gefahr des Getötetwerdens nicht. Mit der Vervollkommnung der Waffen vergrößern sich die Verluste des Siegers im Verhältnis zum Besiegten, was wir unschwer erklären können: der Sieger geht vor, greift an, setzt sich viel mehr aus. Der Sieg vermehrt also die Sicherheit nicht, aber der Sieger hat die überlegene Moral, sonst hätte er nicht angreifen und angreifend siegen können.

Die Furcht macht sich auf dem heutigen Schlachtfelde in höchst charakteristischer Weise bemerkbar. Wäre sie nicht da, so wäre die Feuerwirkung geradezu schrecklich. Die Waffen sind ganz allmählich besser geworden; in den letzten sechzig Jahren aber hat die Waffenwirkung plötzlich einen gewaltigen Aufschwung genommen und sich geradezu verzehnfacht. Das beweisen die großartigen Schießplatzergebnisse gegen Ziele, die uns nicht gefährden. Wie ganz anders werden die Resultate auf dem Gefechtsfeld! Da gibt es keine Trefferwahrscheinlichkeit, die sich im voraus bestimmen läßt. Es kann Fälle geben, wo die Wirkung Null ist (marokkanische Regierungstruppen gegen den Rebellen Raisuli) und solche, wo die Schießplatzerwartung weit übertroffen wird. Es sei hier nur an Magersfontein erinnert, wo die Buren kaltblütig die Feuergeschwindigkeit ihrer trefflichen Waffen voll ausnützen konnten und das prächtige schottische Regiment innerhalb dreier Minuten zum Rückzug zwangen. Es hatte zwar nur 10% eingebüßt, allein die Plötzlichkeit der Verluste hatte es moralisch vernichtet. Die sprichwörtliche Tapferkeit der Schotten war dem Faustschlag nicht gewachsen. In dieser Beziehung wirken gut eingeschossene Maschinengewehre geradezu Wunder. Sie sind „seelenlose Mordmaschinen“ von überwältigender moralischer Wucht, die sich besonders dann geltend macht, wenn ihnen ein Feuerüberfall gelingt.

Neben die schon erwähnten treten noch andere Erscheinungen: die Streiter werden heute viel länger auf die moralische Probe gestellt als früher — haben doch die ostasiatischen Entscheidungskämpfe Tage lang gedauert! Dazu kommt noch, daß jeder viel mehr auf sich selber angewiesen ist wie früher, daß er heute als Einzelindividuum kämpft. Früher war die Zeit der Kampfeshandlung kürzer und die Leute

blieben dabei vereinigt — nun darf man aber nie vergessen, daß der Mensch ein Herdengeschöpf ist, ein geselliges Wesen, das erst lernen muß, allein zu arbeiten. Wie schwer muß ihm das im Bereiche der Todesangst werden! Da wird sich dann die Moral des Führers glänzend bewähren können. Hauptmann Schmid meint sehr richtig im Schlußwort seines Buches „Infanteriezug. Gefechtsausbildung und Führung“ (Basel. Benno Schwabe & Cie. 1912), das jungen Kameraden treffliche Dienste leisten wird: Noch möchte ich bemerken, daß über der Form der Geist und über dem weisen Ueberlegen, Abwägen und Zaudern das energische und forsche Handeln steht. Der Offizier, der vor wie nach Anstrengungen und Strapazen gleich energisch und kraftvoll seine Abteilung führt, der, wenn Ordnung und Strammheit nachzulassen drohen, sie sofort wieder herzustellen vermag, bietet allein Gewähr für den Krieg, mögen ihm auch sonst glänzende Eigenschaften abgehen. Und ich möchte beifügen: deshalb ist die moralische Erziehung des Soldaten im Frieden der wichtigste Teil der Erziehung überhaupt, deswegen muß schon dem Rekruten mit allen Kräften der Glaube beigebracht und zur felsenfesten Ueberzeugung ausgebildet werden: Wenn die Lage recht kritisch zu werden droht, Entmutigung platzgreifen will, dann denke jeder, daß auch der Gegner schlimm, wahrscheinlich noch schlimmer als wir dran ist und daß von dem Ausharren, vielleicht nur noch weniger Minuten, der Sieg abhängt (Schmid, „Die Kompagnie“ S. 20). Da hat es die Reiterei entschieden bei der Attacke besser, denn sie bleibt massiert, und auch der Artillerist dürfte den Granat- und Schrapnellhagel leichter ertragen, da beim Geschütz immer mehrere Leute zusammenarbeiten, das Herdengefühl also eher zur Wirkung kommt.

Dem Infanteristen geht dieses belebende Gefühl gerade dann verloren, wenn er es am notwendigsten brauchte, denn je weiter er vordringt, je größer der Gefahrenbereich wird, um so kleiner werden die Einheiten, um so mehr ist er auf sich selber angewiesen; schließlich wird er zum Einzelkämpfer, der auch einzeln vordringt. Jetzt kommt der kritische, der psychologische Augenblick. Der Schütze hat sich in seine Deckung eingenistet und fühlt sich verhältnismäßig wohl und sicher, namentlich, wenn er die anderen Stellen des Kampfgefildes vergleicht, wo die Geschosse hüpfen und tanzen und der Tod seine Ernte hält. Erschallt nun der Ruf: Vorrücken! so gerät der an der Erde Liegende in einen schrecklichen Zwiespalt der Gefühle zwischen der Todesfurcht einerseits und der Vaterlandsliebe und dem Pflichtbewußtsein anderseits. Bei jedem Halt wiederholt sich das Schauspiel, nur werden die Verhältnisse mit der Wirksamkeit des Feuers stets schwieriger. Dazu tritt noch die Leere des Schlachtfeldes. Wo steckt der Feind? Man sieht keinen Menschen. Gegen ein feuerspeiendes Nichts soll der Arme nun Sturm laufen. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß sich inzwischen die Einheiten vermisch haben. Er weiß nicht, was aus seinen Kameraden geworden ist, er kennt seine neuen Nachbarn nicht; auch der Führer, den er kannte und dem

er blindlings vertraute, ist nirgends zu sehen. So ist er inmitten zahlreicher Schützen in Wirklichkeit doch ganz allein und auf sich selber angewiesen. Nun weiß er, es kennt ihn niemand, keiner wird seinen braven, ehrlichen Soldatentod bemerken, niemand wird von seiner Tapferkeit Notiz nehmen — das muß ihm alles blitzartig durchs Gehirn schießen. Deshalb braucht es eine ausgezeichnete Moral, eine Selbstverachtung sondergleichen, wenn der Mann nicht versagen soll. Wenn behauptet wird, der heutige Kämpfer müsse ein Held sein, so ist gewiß nicht zu viel gesagt worden. *Man siegt heute nicht durch die Zahl der Truppen, sondern durch die Summe der ihnen innewohnenden Faktoren Tapferkeit und Todesverachtung*: der Sieg gehört deshalb je länger je mehr dem Angreifer, denn nur der tapfere, todesverachtende Soldat kann angreifen und Erfolge erringen.

Maud'huy meint sehr richtig: Kämpfer sein, heißt sich opfern können, sich zu opfern bereit und willens sein, das äußerste zu wagen. Die Vaterlandsliebe ist imstande, aus schwachen Leuten Kämpfer zu machen, die nicht versagen. Aber das ist nicht auf einen Schlag möglich. Sie müssen langsam und zielbewußt dazu erzogen werden. Das mit allen Mitteln zu erreichen zu suchen, ist die herrlichste Aufgabe des Volkserziehers und des Offiziers. Beide müssen die Vaterlandsliebe pflegen, entwickeln, mehren. Sie müssen ihre volle Kraft einsetzen, damit die Stunde der Gefahr uns nicht unvorbereitet findet.

Wir Republikaner müssen vor allen anderen Völkern bestrebt sein, die moralischen Volkskräfte zu entwickeln, denn wir kennen keinen verantwortlichen Fürsten, dem wir einmal die Schuld beimessen können, wemns schiefe gehen sollte. Wir tragen die Schuld ganz allein. Niederlage ist für unsere Freiheit und Unabhängigkeit gleichbedeutend mit Selbstmord. Den Sieg erringen wir jedoch nicht mit schönen Reden und schallendem Wortgeklingel, mit lautem Hurrahpatriotismus und schalen Schlagwörtern — wir erringen ihn einzig und allein durch unsere Ueberlegenheit. Hiezu ist unumgänglich nötig, daß der Soldat seinen Führern rückhaltlos vertraue, die infolgedessen mit allen Kräften danach zu streben haben, sich dieses Vertrauens würdig zu erweisen. Im gegenseitigen Zutrauen von Führern und Geführten liegen die starken Wurzeln der unüberwindbaren moralischen Kraft, die jede Nation, selbst die kleinste, unbesiegbar macht, gemäß dem Napoleonischen Ausspruch: Im Kriege verhält sich die moralische zur physischen Kraft wie Drei zu Eins.

II.

Die vorstehende Studie war längst geschrieben, als mir ein Buch in die Hand kam, das die in oben stehenden Zeilen enthaltenen Behauptungen in wahrhaft glänzender Weise bestätigt, weshalb ich mir nicht versagen kann, hier einige der bedeutsamsten Stellen, gleichsam als Illustration des Dargelegten, wiederzugeben; vielleicht entschließt sich dann der eine oder andere Leser, es anzuschaffen und durchzustudieren: er wird es mit großem Gewinn lesen

und es gerne wieder hervorheben, und das ist die Hauptsache; denn wir wollen nie vergessen, daß unsere Arbeit an der Truppe nur dann fruchtbar und für den Ernstfall brauchbar wird, wenn wir den moralischen Faktor mit in Rechnung stellen. Das Buch heißt: „Niku-Dan. Menschenopfer. Tagebuch eines japanischen Offiziers während der Belagerung und Erstürmung von Port Arthur. Von Tadayoshi Sakurai, Hauptmann in der japanischen Armee. Uebersetzt von A. Schinzinger, Major a. D.“ (Freiburg in Baden 1911. J. Bielefelds Verlag. Preis Fr. 4.75.)

Das treffliche Werk unterscheidet sich grundsätzlich von den vielen anderen Publikationen über den letzten Krieg dadurch, daß es aus der Feder eines Mitkämpfers stammt, der mit der Truppe lebte — Sakurai wurde erst nach dem Kriege Hauptmann — das Intime des Feld- und Kriegslebens genau kennt und in seinem Tagebuch die unmittelbaren Eindrücke niederlegte, die für unsere Zwecke außerordentlich wertvoll sind.

Sakurais Heeresteil gehörte nicht zu den zuerst auf den Kriegsschauplatz gesandten. Sein Regiment erwartete mit Sehnsucht den Befehl zur Mobilmachung. „Wie begierig wir auf dieses Wort lauerten, auf diesen Mobilmachungsbefehl, wie durch Trockenheit leidende Bauern auf eine Regenwolke am Himmel. Wir opferten Mobilmachungsgebete, wie sie Regengebete opferten. . .“ Ein Mann, der nicht mitgehen durfte, „durchschnitt sich den Unterleib, indem er unter einem Tränenschauer — der Japaner weint viel — ein Banzai für seinen Kaiser flüsterte.“ Das Regiment reiste ab, wurde unter großer Gefahr für die Leute gelandet und sah von ferne dem Kampf am Nanshan zu. Sie sahen Verwundete „in ungeheurer Zahl, alle stöhnend vor Schmerz. . . Wann wir sie auch trafen, trösteten wir sie und dankten ihnen für ihr Werk. . .“ Endlich kamen sie zum ersten Male am Waitonshan ins Feuer.

„. . . Die hin und her sausenden Gewehrgeschosse und Granaten wurden immer häufiger und immer heftiger, je länger es dauerte. Die Gasexplosionen des rauchlosen Pulvers füllten das Schlachtfeld mit einem häßlichen Geruch. Der Ton des Oeffnens und Schließens der Gewehrverschlüsse, das Herausspringen der leeren Patronenhülsen, der pfeifenden Kugeln, der heulenden Granaten, verwundend, wo sie hinfelen, wie aufregend, wie erhaben! Der Ruf: Vorwärts, vorwärts! ertönte von allen Seiten. Steile Hügel und schwertgleiche Felsen waren erstürmt und erklettert in raschem Lauf. Die Patronen rasseln in den Patronentaschen, die Schwerter hüpfen und das Herz tanzt vor Freude. Marschieren und schießen, schießen und marschieren! Die feindlichen Geschosse regnen heftig, unsere Kugeln fliegen gen Himmel. Das Gefecht wird immer heftiger. Wir müssen den Feind mit Schießen belästigen, bis wir seinen Körper durchlöchern haben. Das Bajonett macht den Kehraus, aber die Gewehre müssen die Hauptpartie in der Schlacht spielen. Wir müssen daher sehr sorgfältig schießen. Wenn das Gefecht beginnt, fängt man leicht an zu tanzen vom Kopf bis zur Zehenspitze. Man verliert seine Haltung in

der Aufregung. Das darf aber nicht sein. *Es ist schwer, kaltes Blut zu behalten*, aber das Zielen und Abdrücken muß sehr bedächtig geschehen, die Szene mag noch so lärmend und blutig aussehen. *In diesem Geheimnis liegt der endliche Sieg.* „Beim Ziehen des Abzuges sei bedacht, so leis, wie fallender Frost in der Winternacht.“ Dieses Gedicht lehrt das Geheimnis des Sieges. Solch ein kaltblütiger, überlegter Schuß ist sicher, sein Ziel zu treffen. Ein Feind nach dem anderen fällt. Dann folgt der Schlußsturm, wenn die Nationalhymne gesungen, das Kimi-ga-yo gespielt und das Banzai für den Kaiser ausgebracht wird. Das ist der natürliche Verlauf der Dinge. . . .“ Worin liegt nun die Quelle der Kraft? „. . . Das tapfere Betragen des Kommandanten wird stets von den Leuten als Vorbild betrachtet: Hauptsächlich in dem wichtigen Moment, wenn die Entscheidung des Tages fällt, wird die unerschrockene Haltung des Kommandanten und sein standhafter, ruhiger Blick seine Leute mit neuem Mut und Energie beseelen, die zu dem endlichen Siege führen. . . .“ Dazu tritt noch eine; sie liegt in den stolzen Worten: „. . . Wir Japaner hatten beschlossen, niemals den Kenzan (den wichtigen Hügel vor Port Arthur) dem Feinde zurückzugeben, was immer für Gegenangriffe und Kriegslisten wir zu erdulden hätten. Wenn der Feind zu einem großen Opfer bereit war, so waren wir ebenso willig zu demselben Opfer bereit. . . .“

Nur in der Offensive liegt die belebende Kraft: „. . . Welch verdrießliches, Tantalusqualen bereitendes Geschäft ist die Verteidigung. Wir müssen sowohl moralisch wie materiell vorbereitet sein, zu marschieren oder zu fechten, und doch müssen wir warten, bis der richtige Augenblick kommt. Das Schwert hängt wehklagend wegen Untätigkeit vom Gürtel herunter, die Armmuskeln schmerzen vor Faulheit, und doch müssen wir warten, bis die richtige Zeit kommt. Aber die Defensive ist der erste Schritt zur Offensive. . . .“

Ueber die Stimmung, die in den Leuten lebte, die siegten, siegen *mußten*, weil sie unbedingt siegen *wollten*, geben uns verschiedene Stellen ein klares Bild. Eine besonders markante zeigt auch, welches schöne Verhältnis herrschte zwischen Offizieren und Soldaten: „. . . Heigo Yamashita war stets ernst und gehorsam in Erfüllung seiner Pflichten und würde vor keiner, auch der schwersten Arbeit Widerwillen gezeigt haben. Seine Kameraden liebten und achteten ihn und betrachteten ihn als einen Muster-soldaten. Eines Tages wandte er sich auf dem Schlachtfeld an seinen besten Freund und sagte zu ihm sehr friedlich: „Ich habe keine Absicht, lebend zurückzugehen; ich habe keinen anderen Wunsch, als die Erlaubnis zu haben, mit meinen Kameraden zusammenzutreffen, die vor zehn Jahren gefallen sind (chinesischer Krieg), um ihnen zu erzählen, daß die Rache erfüllt ist. Ich habe aber einen älteren Bruder, der in Armut lebt. Bitte, laß ihn wissen, wie herrlich meine Todesblume blüht.“ — Nicht lange nachher wurde er mit einer wichtigen Aufgabe betraut. Auf dem Rückweg, als er im Begriffe war, zu berichten, daß er seine Pflicht erfolgreich erfüllt

habe, wurde er durch den Unterleib geschossen und rief aus: Ach, was ist das? Das ist ja gar nichts! Aber er konnte nicht länger stehen und wurde auf den Verbandplatz gebracht. Der Arzt, der ihn untersuchte, schüttelte traurig den Kopf und sagte: Der Mann ist verloren. Der Oberst seines Regiments besuchte den tapfern Soldaten und versuchte, ihn mit den Worten aufzurichten: Verliere nur die Hoffnung nicht. Du leidest schrecklich, aber du mußt den Mut aufrecht erhalten. Der Oberst merkte, daß des Mannes Ende herannahte und sagte feuchten Auges: Es ist eine Ehrenwunde. Du hast dich brav gehalten. Bei diesen freundlichen Worten öffnete Heigo die Augen ein bischen und preßte während seines Todeskampfes die eindringliche Bitte hervor: Oberst, bitte, verzeihen Sie mir und rächen Sie mich! Seine Hand zitterte und seine Lippen bewegten sich, als ob er noch etwas mehr sagen wollte, aber gleich darauf trat er die Reise an, von der niemand zurückkehrt. Armer Heigo! Er konnte die große Schlacht, die bald geschlagen werden sollte, nicht mehr mitfechten und starb auf diese traurige Weise. Eine Bitte um Verzeihung, daß er nicht größeres vollbringen konnte und die Bitte, ihn zu rächen, waren die letzten Worte dieses treuen Untertanen. . . .“

Am Abend vor der blutigen Erstürmung des Taipo-shan waren die Japaner in einem geradezu erhabenen Gemütszustand: „. . . Die Szene in unserm Lager bot in der Nacht vor unserem Abmarsch einen außerordentlichen Anblick. Kameraden flüsterten da und dort mit Kameraden, einzelne ergriffen ihre Gewehre und lächelten still vor sich hin, andere wechselten ihre Unterkleider und zogen das Beste und das Reinlichste an, damit sie sich vor dem Feind als tote Leute nicht mit schmutziger Wäsche zu schämen hätten. Andere sahen still vor sich hin in den Himmel hinein und sangen leise. Woran dachte ich in diesem Moment? Meine ganze Hoffnung war, glücklich sterben zu können, indem ich sagen konnte, ich habe mit der Hilfe des Himmels meine Pflicht getan.“

Welchen Eindruck das Verhalten des Führers auf die Mannschaft macht, darüber weiß uns Sakurai, der als Fahnenoffizier Dienst tat, ebenfalls anschaulich zu melden: „Oberst Aoki stand mitten im Schrapnellhagel fest und nicht wankend und starrte mit ruhigem Blick auf den Feind. Als ich mich ihm näherte und berichtete, daß die Fahne zerrissen worden sei, sagte er einfach: So! Nach einer Weile fuhr er fort: Ist das nicht genau wie im Manöver? Er war so voll Mut und Stärke und seine furchtlose und gesammelte Haltung machte einen solchen Eindruck auf die Untergebenen, daß die etwas verzagten Soldaten sofort wieder Mut bekamen, wenn sie in sein energisches Gesicht blickten. . . . Unsere Verluste wuchsen von Stunde zu Stunde. In diesem Augenblicke begann ein Teil unseres linken Flügels vorzurücken. Auch unsere Abteilung wurde vorgeböhrt, worauf die ganze Linie der Leute sich wie eine dunkle Hecke erhob und vorwärts stürmte, direkt in die Mündung der feindlichen Kanonen. Die Russen benutzten diese Gelegenheit, um die Stärke ihres Feuers noch zu vermehren. Diejenigen

Der Gebirgskrieg.

von uns, die vorwärts stürmten, wurden niedergemäht, und die, die nicht vorwärts drängten, waren bereits tot. Unterleutnant Hachida wurde durch die Brust geschossen. Trotzdem schrie er immer noch: Vorwärts, vorwärts! schenkte dem ausströmenden Blut keine Achtung und ließ seine Leute nicht wissen, daß er verwundet sei. Er drängte wütend noch etwa tausend Meter vorwärts gegen den Feind, und als er sich der zweiten Linie näherte, die er durchbrechen wollte, rief er schwach: Banzai! und starb. *Eines tapferen Führers Leute sind immer tapfer.* Einem von Hachidas Leuten wurde der rechte Arm zerschmettert, noch ehe sein Leutnant den Schuß erhalten hatte. Er wollte sich aber nicht zurückziehen. Als sein Leutnant ihm sagte, er solle in die Verbandstation gehen, antwortete er: Wie, wegen einer solch kleinen Wunde? Ich kann noch gut weiterfechten, Herr. Er nahm Wasser aus seiner Flasche, wusch die Wunde aus, band sie mit seinem Handtuch fest und drängte mit den Schützen vorwärts, sein Gewehr in der linken Hand. Als er in die Nähe der feindlichen Linie kam, wurde er an der Seite des Leutnants Hachida, dem der tapfere Bursche sehr ergeben war, getötet. Selbst im Tode umklammerte er noch fest sein Gewehr. Diese beiden zeigten den wahren Geist des japanischen Kriegers, der darin besteht, seine Pflicht zu tun, bis zum letzten Augenblick und selbst noch darüber hinaus.“

Die Schlacht war heiß, der Sieg wurde teuer genug erkämpft. „... Wir hatten gegen einen Feind gefochten, der in einer stark befestigten und von Natur aus günstigen Stellung war und wir hatten 58 Stunden lang mit dem verzweifelten, unbeugsamen Feinde gerungen ohne Essen, Trinken oder Schlaf... Während dieser Tage begnügten wir uns mit einem kleinen Raum, wohin keinerlei Nahrung von rückwärts gebracht werden konnte. Wir kauten nur die trockenen Biskuits unserer eisernen Ration. Wir konnten uns weder einen Tropfen Wasser verschaffen, noch einen Moment Schlaf gönnen. Aber da wir so aufgereggt und begierig waren, die Sache zu Ende zu bringen, dachten wir keinen Augenblick weder an Schlaf noch an Hunger...“

Die Erhabenheit einer Schlacht kann nur inmitten des Kugel- und Granatregens empfunden werden, aber ihr grausiger Schrecken kann am besten beobachtet werden, wenn der Kampf vorüber ist. Der Schatten des unparteiischen Todes besucht Freund und Feind gleichmäßig. Wenn das gräßliche Massacre vorbei ist, liegen zahllose Körper mit Blut bedeckt lang und flach im Grase zwischen Steinen. Welch tiefe Philosophie spricht aus ihren erkalteten Zügen. Als wir den Tod (zum ersten Male) am Nanshan sahen, konnten wir uns nicht helfen, unsere Augen vor Schrecken und Abscheu zu bedecken. Aber die Szene jetzt, obschon ebenso grausig, machte uns nicht halb so viel Eindruck... Am Nanshan hatten wir nicht selbst gefochten, sondern erst nachher die Szene besichtigt. Diesmal waren wir an den Anblick gewöhnt durch die langen Stunden des Leidens und des verzweifelten Kampfes.“

(Schluß folgt.)

Die Felddienst-Ordnung der schweizerischen Armee war bisher das einzige taktische Reglement Europas, das das für viele Heere äußerst wichtige Kapitel des Gebirgskrieges ausführlich behandelt. Armeen, die, wie die französische und italienische, besondere Formationen für den Gebirgskrieg besitzen, begnügten sich damit, ausschließlich diesen Formationen (den Alpains, Alpines) besondere Instruktionen in die Hand zu geben. In Oesterreich-Ungarn, das, von seinen erst jungen Gebirgsformationen abgesehen, zahlreiche, in der Dislokation oft wechselnde Truppenkörper in Gebirgsländern stationiert hatte, bestand bis vor kurzem überhaupt keine allgemein gültige Instruktion für den Gebirgskrieg; lediglich die in Bosnien und der Herzegowina dislozierten Truppen erhielten eine Anleitung über die Eigentümlichkeiten der Kriegführung im Karstterrain, also einer besonderen Art des Gebirges. Dagegen verfügte die Armee der Donaumonarchie seit jeher über eine diesen Gegenstand betreffende sehr reiche Literatur. Sie basierte lange Zeit hindurch auf dem klassischen Werke des nachmaligen Reichskriegsministers FZM. *Kuhn*, der im Jahre 1866 die Verteidigung Tirols geleitet hat. In den letzten Jahren sind jedoch mehrere Werke entstanden, die neue Bahnen verfolgen. Sie verdanken ihre Entstehung der Annexionskrise, die Oesterreich-Ungarn vor den Fall gestellt hat, eventuell einen Krieg im Gebirge führen zu müssen. Die Erkenntnis, daß ein Land, das zu einem ansehnlichen Teile von Gebirgen bedeckt ist und lange Hochgebirgsgrenzen hat, für seine Armee einer reglementarischen Anleitung zur Kriegführung im Gebirge bedarf, hat sich daher kürzlich auch bei der österreich-ungarischen Kriegsverwaltung durchgerungen. Es besteht die Absicht, in die zu gewärtigende Neuauflage des Dienstreglements II. Teil (Felddienstordnung) einen besondern Abschnitt über den Felddienst im Hochgebirge aufzunehmen, der, ähnlich wie in der schweizerischen Felddienstordnung, die Eigentümlichkeiten des Marsches, der Marschsicherung, der Ruhestellungen und ihrer Sicherungen im Hochgebirge präzisieren soll. Zu einer Anleitung für den *Kampf* im Gebirge bot sich aber schon jetzt die gewünschte Gelegenheit. Ende 1911 wurde der Entwurf eines neuen Exerzierreglements für die Fußtruppen (der in diesen Blättern bereits eine allgemeine Besprechung erfahren hat) herausgegeben. In diesen Entwurf, der aller Voraussicht nach fast unverändert ein Definitivum werden wird, wurden nun sehr ausführliche Weisungen für den Kampf im hohen Mittelgebirge, im Hochgebirge und im Karst gegeben. Sie nehmen bereits Rücksicht auf die besser entwickelten Verbindungs- und Verständigungsmittel, sowie auf die immer mehr erkannte Bedeutung des Maschinengewehrfeuers.

Die einschlägigen Kampfbestimmungen der schweizerischen Felddienstordnung sind verhältnismäßig einfach. Dieses Reglement entwickelt aus einer Betrachtung der Eigentümlichkeiten des Hochgebirgsterrains die Lehrsätze, daß der Angreifer in